

Geistesverwandt über Zeiten und Räume

Gertrud Fussenegger zum Geburtstag

Von Josef Demmelbauer

Im Herbst 2006 ist ein schmaler Band mit dem seltsamen Titel „Warum Denken traurig macht“ und von zehn (möglichen) Gründen hierfür erschienen.

Sein Verfasser ist der 1929 in Paris geborene und an der Universität Oxford lehrende Geisteswissenschaftler George Steiner. Der Band nimmt seinen Ausgang von einer Passage aus „Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit“, die der romantische Naturphilosoph Friedrich Wilhelm Schelling (1775–1854) im Jahre 1809 veröffentlicht hatte. Mit diesem Werk bewegt sich Schelling erstmals in die mystisch-religiöse Richtung, die seine späteren Werke kennzeichnet.¹ Mit dem Schelling-Zitat von der „allem endlichen Leben anklebenden Traurigkeit ...“, dem Schleier der Schwermut, der über die ganze Natur ausgebreitet ist, der tiefen unzerstörlichen Melancholie allen Lebens“ gelangen wir mitten hinein in das Rätsel der menschlichen Existenz, „ihrer Natur und ihres Zweckes – wenn es ihn überhaupt gibt ... Wir sind einer Antwort auf die Frage, ob der Tod endgültig ist oder nicht, ob es Gott gibt oder nicht, keinen Zoll näher gekommen als Parmenides oder Platon. Vielleicht sind wir weiter davon entfernt als sie.“²

Was ist unser Leben? Ist es ein mittelalterliches Jammertal, wie es vor allem die religiöse Dichtung noch Jahrhunderte nach dieser Epoche beklagt, oder

hat es seinen Eigenwert, freilich einen von ungewisser kurzer Dauer? Hängt es mit Gott zusammen, wenn es schon nicht von ihm kommt, oder gibt es da überhaupt keinen Zusammenhang, entweder weil es Gott nicht gibt oder, wenn es ihn gibt, weil ihn das Gewimmel der unzähligen Menschen im Lauf der Jahrtausende nicht kümmern kann?

Ein zwingender Beweis lässt sich weder nach der einen noch nach der anderen Richtung führen, eine „allem endlichen Leben anklebende Traurigkeit“.

Und wie wirkt sich das auf unsere Lebensanschauung aus?

Am fasslichsten vermögen dies Dichter, prosaischer gesagt, Schriftsteller, zum Ausdruck zu bringen, die erzählen können. Bei ihnen wird Leben, wird Existenz anschaulich, während dies den „Sinnvermittlern“, den Philosophen und den Theologen nur selten gelingt.

Lassen wir daher je zwei Dichter zu Wort kommen, die teils verwandte, teils unterschiedliche Sichtweisen vom Leben haben.

¹ Zu Schelling, der im Tübinger Stift mit seinen Landsleuten Hölderlin und Hegel Freundschaft geschlossen hatte: Störig, Kleine Weltgeschichte der Philosophie, Bd. 2, S. 117 ff. (Fischer-Taschenbuch 6136).

² George Steiner, Warum Denken traurig macht, S. 74. Dem bei Suhrkamp erschienenen Band ist ein Nachwort von Durs Grünbein beigegeben.

„Stoiker“ und „Tragiker“

2006 erschien in New York als derzeit letztes einer langen Reihe erfolgreicher Bücher von Philip Roth (darunter etwa „Der menschliche Makel“) der Band „Everyman“. Der Autor, Jahrgang 1933, Amerikaner jüdischer Herkunft, wird ob des Ranges seiner Werke jedes Jahr als Favorit für den Nobelpreis für Literatur gehandelt. Noch im selben Jahr ist der Band in deutscher Übersetzung bei Hanser als „Jedermann“ herausgekommen. Geht es im Hofmannsthalischen „Jedermann“ um das Sterben des reichen Mannes mitten aus dem vollen Leben heraus, so geht es bei Roth um die zunehmenden körperlichen Gebrechen im – für heutige Verhältnisse – frühen Alter. „Das Alter ist kein Kampf; das Alter ist ein Massaker.“ So springt es aus ihm heraus (S. 148), nachdem er mit einem gleichaltrigen krebserkrankten Freund telefoniert hat und sich die Banalität und Vergeblichkeit seiner aufmunternden Worte vergegenwärtigt. Die Religion ist ihm kein Trost, auch seine jüdische nicht. „... er nahm Anstoß an allen Religionen, ihr abergläubisches Getue schien ihm sinnlos und kindisch; was er nicht aushalten konnte, war ihre komplette Unerwachsenheit – die Babysprache, die Rechtschaffenheit und die Schafe, die eifrigen Gläubigen. Mit Hokuspokus über Tod und Gott und obsoleten Himmelsphantasien hatte er nichts zu schaffen. Es gab nur unsere Körper, geboren, um zu leben und zu sterben nach Bedingungen, geschaffen von Körpern, die vor uns gelebt hatten und gestorben waren ... An dem Tag jedoch, da sein Vater neben seiner Mutter auf dem heruntergekommenen Friedhof ... begraben wurde, zählte das, was er glaubte

oder nicht glaubte, gar nichts mehr.“ (S. 54)

Da stand er dann am Grab unter seinen Verwandten, mit Tochter und geschiedener Frau, mit zwei völlig entfremdeten erwachsenen Söhnen. Sein Vater hatte beim Rabbiner das traditionelle jüdische Begräbnisritual bestellt, bei dem die Verwandten selbst das Grab zuschaufeln müssen. Das dauerte fast eine Stunde, bis die Erde die Höhe des Grabdeckels erreichte und ihn dann allmählich bedeckte. „Sein Vater würde nicht nur in einem Sarg liegen, sondern auch unter der Last dieser Erde, und plötzlich sah er den Mund seines Vaters, als sei da gar kein Sarg, als falle die Erde, die sie in das Grab warfen, direkt auf ihn und verstopfe ihm Mund, Augen, Nase und Ohren ...“ (S. 61).

Von hier, von der Ostküste der USA, führt der Weg weit weg nach Paris, wo Heinrich Heine vor über 150 Jahren, 1856, wenig älter als 58 Jahre, gestorben ist. Der große Spötter und „ewige Ruhestörer“ (M. Reich-Ranicki), von dem schon zu seinen Lebzeiten gesagt wurde, er habe keinen Glauben – das war damals nicht ungefährlich! –, überhaupt keine durchgängige und verlässliche Überzeugung, liegt in seiner „Matratzengruft“, sein Ende, ausgelöst von einer venerischen Erkrankung, vor Augen. In seinem Heine-Essay³ schildert Fritz J. Raddatz den Zustand Heines in den acht Jahren der Matratzengruft, während derer er nicht einen Schritt gehen konnte,

³ Fischer-Taschenbuch 2216, November 1979, S. 92/93; Original bei Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1977. Zum 150. Todestag von Heine ist eine Fülle von Heine-Literatur erschienen. Einen Überblick darüber gibt etwa die Wochenendbeilage der „Salzburger Nachrichten“ vom 11. Februar 2006.

„wie ein Kind abgemagert, von Pflegepersonal getragen und versorgt, die grauenhaften Schmerzen manchmal wenigstens zur Erträglichkeit gedämpft durch Morphium, das in eine am Hals ständig offen gehaltene Wunde gestreut wurde“. Dieses Martyrium hätte geeignet sein können, so fährt Raddatz fort, „zur Einkehr in die Obhut irgendeiner alleinseligmachenden Kirche. Eben das tat Heine nicht.“ Das belegt Raddatz mit dem folgenden Heine-Zitat:

„Ausdrücklich widersprechen muss ich jedoch dem Gerüchte, als hätten mich meine Rückschritte bis zur Schwelle irgendeiner Kirche oder gar in ihren Schoß geführt. Nein, meine religiösen Überzeugungen und Ansichten sind frei geblieben von jeder Kirchlichkeit; kein Glockenklang hat mich verlockt, keine Altarkerze hat mich geblendet. Ich habe mit keiner Symbolik gespielt und meiner Vernunft nicht ganz entsagt.“

Heine mochte jedoch nicht als Atheist gelten. Er hatte mit dem „Gott unserer Väter“, den er nicht in seine antikirchlichen Polemiken einbezogen sehen wollte, Frieden geschlossen. Hier kommt Raddatz in die Nähe von Dolf Sternbergers Heine-Buch,⁴ das, so schreibt dieser im Vorwort dazu, zeigen soll, dass die Meinung, Heine habe keine Glauben gehabt, irrig sei. Gegen Ende des Buches gibt Sternberger „die härteste, des Psalmisten würdige Zweifels- und Empörungfrage“ wieder, die Heine in seinem berühmten Lazarus-Gedicht⁵ ausgestoßen hat:

„Warum schleppt sich blutend, elend
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?“

Ludwig Gumplowicz (1838–1909),⁶ so wie Heine Jude und zwecks besseren Fortkommens zum Protestantismus konvertiert, Soziologe und Professor für Staatsrecht in Graz, hielt dazu fest, dass „wir diese Frage des Dichters nur damit beantworten können, dass die Natur, die Allschöpferin, sich um solche Lappalien nicht kümmert“.

„Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler –
Aber ist das eine Antwort?“

Bei diesen letzten Zeilen ist man zunächst an das jüdische Begräbnisritual erinnert. Aber was bei Philip Roth grausiges Entsetzen des areligiösen Sohnes hervorruft: „Ich schaue in dieses Gesicht, seit ich geboren wurde – hört auf, das Gesicht meines Vaters zu begraben!“, das ist bei Heine radikale Glaubensver zweiflung, angesiedelt im allgemein menschlichen Bereich: Das Buch Hiob des Alten

⁴ Heinrich Heine und die Abschaffung der Sünde, Claassen Verlag 1972, 408 Seiten. Sternberger, der heuer 100 Jahre alt geworden wäre, war Professor für Politische Wissenschaft in Heidelberg, Publizist und Schriftsteller, Autor vielbeachteter Texte, z. B. „Panorama“ oder Ansichten vom 19. Jahrhundert oder der Untersuchung über Augustinus oder die Eschatologik.

⁵ Sternberger, 316 f.

⁶ Zum „Sozialdarwinisten“ Gumplowicz: William M. Johnston, Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte 1972, deutsch 1974, S. 324 ff., das Werk ist 2006 bereits in 4., erweiterter Auflage erschienen. Gumplowicz, „privat ein hochgesinnter Idealist, stets heiter und stets der Sorge um seine kranke Frau hingegeben“, beging 71-jährig gemeinsam mit seiner invaliden Frau Selbstmord; er wollte dadurch seiner eigenen Hilflosigkeit und dem zu erwartenden Tod wegen Zungenkrebs vorgreifen (Johnston, 323). Zum „Diskurs über den Freitod“ sh. Jean Amery, „Hand an sich legen“ (1976).

Testaments wird auf vier Zeilen komprimiert, das Warten auf Antwort in alle Ewigkeit ausgedehnt.⁷ Philip Roths Jedermann würde, sollte er jemals eine Autobiographie schreiben, sie als „Leben und Tod eines männlichen Körpers“ betiteln, Jenseitsbezüge hat er ad acta gelegt, seine Betrachtungsweise zum Leben und dem Zeitpunkt seines unausweichlichen Endes ist – so scheint es – stoische Gefasstheit, Heine ist bei allem Spott für Religion und Kirche offenbar ein verzweifelter – tragischer – Gottsucher geblieben.

Wir kommen nun in freundlichere, hellere Gefilde.

Lebenspflichten und Lebens-Sinn

In den vergangenen Wochen hat man der Dichterin Gertrud Fussenegger anlässlich ihres hohen Geburtstages hohe – verdiente – Ehre erwiesen. Auch diese Zeilen wollen ein Zeichen der Hochachtung von Person und Werk der Jubilarin sein. Von ihren zahlreichen Werken ist „Zeit des Raben, Zeit der Taube“, eine Romanbiographie über Marie Curie und Léon Bloy,⁸ wohl am bedeutendsten. Allein die Aneignung und Beherrschung des naturwissenschaftlichen Stoffes ist schon eine bewundernswerte Leistung. In ihrem Gesprächsbuch über ihr Leben und Werk⁹ kommt sie bei der Erklärung ihres Erfasstwerdens vom Stoff – der Dichter Bloy steht für eine radikale christliche Mystik, das Ehepaar Curie für atheistische Naturwissenschaft – auf Gott als Abgrund zu sprechen, wie ihn Bloy in seiner Radikalität verstand: „Dieser Gedanke sprach mich an, er hat mich“ – wie früher so viele, möchte man

ergänzen – „in meiner Jugend geradezu verfolgt, Gott als ‚das Unerträgliche‘. Denken Sie an Luther! Das (vielleicht fragwürdige) Verdienst der katholischen Kirche ist, ‚Gott‘ erträglich gemacht zu haben und die arme, von metaphysischen Qualen gemarterte Seele mit Symbolen und Ritualen zu beruhigen. Das ist das Mediterrane am Katholizismus. Die sanfte, aber wohlthätige, gesegnete Korruption. Und ein großes Stück Weisheit dazu.“ (S. 117)

Was nun Gertrud Fusseneggers Einstellung zur Kirche betrifft, „so habe ich“, schreibt sie auf S. 91/92 des Gesprächsbuches, „ihre Vertreter und Institutionen in meinen Büchern nicht so kritisiert, dass ich ihnen nicht letztendlich recht gegeben hätte. Sie sind Menschen und menschlich, das heißt bedingt, aber eher, in der Wahrheit als die, die sich neben ihnen oder gegen sie bewegen ...“

Ernst Jünger (1895–1998) schrieb seinem Bruder Friedrich Georg zu dessen 70. Geburtstag, dass anders als für die Welt des Handelns, der Geschäfte, der Politik dort, „wo das Denken und die Sprache selbst Objekte werden, also in der geistigen und musischen Welt“, Parteinahme nichts zu suchen habe. Aus dieser Sicht wird verständlich, dass Gertrud Fussenegger von sich sagen konnte: „Den Konservativen, den Katholiken war ich nicht konservativ und katholisch ge-

⁷ Sh. dazu die Anm. 68 auf S. 397 bei Sternberger.

⁸ Vgl. Fussenegger, Über das Sinnbildliche im Werk Léon Bloys. In: Echolot, herausgegeben vom Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich, S. 19 ff.

⁹ Sh. meine Besprechung in Öö. Hbl., 2005, H. 3/4, S. 268.

nug; den Nazis nicht nationalsozialistisch genug, den Sozialisten nicht sozialistisch genug.“ (S. 94 des Gesprächsbuches)

In einem äußerst bemerkenswerten Vortrag zum Thema Lebensentscheidungen bekennt sich die Dichterin „zum Aufwärts, zur Heilsmöglichkeit, zur Hoffnung... Lebensglück gedeiht... auf die Dauer nicht abseits von Lebens-Sinn“. Den müssen sich die meisten aber erarbeiten.

„Ein heiterer Mensch ist an sich erfreulich – ein Wohltäter par existence. Ich spürte das gestern beim Besuch von Gertrud Fussenegger, fühlte mich gleich wohler danach.“ Das notierte der damals 90-jährige Ernst Jünger 1985 in sein Tagebuch.¹⁰ Diese Heiterkeit ist eine Frucht ernster Sinnsuche.

In dem 1983 erschienenen Brief- und Tagebuchroman „Sie waren Zeitgenossen“, einem ebenso fesselnden wie nachdenklich stimmenden Buch, einem vordergründig historischen Roman¹¹ über die Zeitgenossen Jesu Christi, die von ihm keine Notiz nehmen, schreibt Eljakim, der Bruder des Hohepriesters Kaiphas, als Gutsbesitzer und Priester der jüdischen Oberschicht zugehörig, skeptisch und an seiner zur Gewalttätigkeit entartenden Zeit leidend, an den Griechen Antisthenes, „Arzt, Privatgelehrter und Dichter, derzeit zu Caesarea“ – dieser hat auch Zugang zu Pontius Pilatus – in einem Brief:

„Bring mir ... wieder einige philosophische Schriften mit! Auch Gedichte, auch Komödien sind willkommen, alles, was mich bilden, woran ich mich erheitern kann, was mich versichert, dass der Mensch nicht zum Unglück und für ein finsternes Verhängnis, sondern für die Freude geboren ist.“ (S. 8/9)

Der Mensch ist nicht zum Unglück, sondern für die Freude geboren, freilich nicht für die „Spaßgesellschaft“!

Das ist die frohe Botschaft, die einst Ludwig Hölty (1748–1776) vorgetragen hat. Der so früh verstorbene Dichter, den Älteren wenigstens mit „Üb immer Treu und Redlichkeit“, dem Rat des alten Landmannes an seinen Sohn, bekannt, den Jungen kaum noch, hat sie in den folgenden vier Zeilen aus seinem Gedicht „Lebenspflichten“, wissend um die Endlichkeit des Lebens, so zum Ausdruck gebracht:

„Ungewisser, kurzer Dau'r
Ist dies Erdeleben;

Und zur Freude, nicht zur Trau'r
Uns von Gott gegeben.“

Die „Lebenspflichten“ beginnen so:

„Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen!
Eine kleine Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.

Heute hüpf't im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen weht der Totenkranz
Schon auf seinem Grabe.

¹⁰ Siebzig verweht III, S. 493.

¹¹ Im Gesprächsbuch betont die Dichterin, das Buch „sollte einen paradigmatischen Charakter haben“. Der Gesprächspartner Rainer Hackel vermeint in ihm einen Bezug auf das Dritte Reich sehen zu können, „eine erschreckende Frage“. Nahe liegender scheint mir, in einer Hauptfigur, in dem jungen Aristobul, dem Sohn Eljakims, der dem jüdischen Volk durch revolutionäre Gewalt – er schließt sich Barabbas an – eine bessere Zukunft weisen will, einen Bezug zu dem RAF-Terror in Deutschland zu sehen, der 1977 – einige Jahre vor dem Erscheinen des Buches – auf seinem Höhepunkt angelangt war.

Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh die Abendwolke taut,
Ruht sie auf der Bahre.“

Das Erstaunliche aus Sicht unserer Zeit, in der nur von Menschenrechten – freilich meist zu Recht – die Rede ist, ist der Titel des Gedichts: Hölty mahnt mit Anmut und einer auch aus anderen Gedichten hervorleuchtenden zarten Naivität, das Leben „ungewisser kurzer Dau’r“ nicht sich und den Mitmenschen durch Harm und Grillenfang“ zu vergällen;¹² für gewisse Bereiche der heutigen Literatur hat Gertrud Fussenegger von „modisch geschwärztem Elend“, von der „Zerstampfung des Daseins“ gesprochen.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty, ein Jahr vor Goethe in Hannover geboren und dort 1776 gestorben, studierte Theologie in Göttingen, wo er sich mit Gottfried August Bürger, dem Homer-Übersetzer Johann Heinrich Voß und den beiden Grafen Stolberg im Göttinger Hainbund zusammenfand. Für seine profunde Bildung legt die Übersetzung der Werke des englischen Dichters, Politikers und Essayisten Shaftesbury (geb. 1671 in London, gest. 1713 in Neapel) Zeugnis ab. Hölty's Gedichte erschienen einige Jahre nach seinem Tod in einer zweibändigen Gesamtausgabe. In die 1982 im Insel-Verlag erschienene zweibändige Auswahl „Deutsche Gedichte“ hat Karl Krolow, selbst ein Lyriker von Rang, sechs Hölty-Gedichte aufgenommen, Brahms und Schubert haben einige seiner Gedichte vertont.¹³

Ernst Jünger hat seine Ansprache anlässlich des ihm zu seinem 90. Geburtstag ausgerichteten Festes im Neuen Schloss zu Stuttgart mit der Wiedergabe

der letzten Strophe des Gedichtes „Aufmunterung zur Freude“¹⁴ seines „engeren Landsmannes Hölty“ geschlossen:

„O wunderschön ist Gottes Erde,
Und wert darauf vergnügt zu sein;
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!“¹⁵

Diese Zeilen lassen sich heute auch als Mahnung zu einem verantwortungsvollen Umgang mit der Natur verstehen. Die eben ins allgemeine Bewusstsein gehobene Klimakrise lässt in Europa die Alarmglocken schrillen, und es finden sich Anzeichen, dass auch die USA den Ernst der Lage erkennen. Sogar China mit seinem schier unstillbaren Energiebedarf soll bereits ein Gesetz zur Förderung alternativer Energie erlassen haben. Der jüngste EU-Gipfel, auf dem die Klimafrage im Mittelpunkt stand, lässt hoffen.

In ihrer Rede anlässlich der Feier ihres 80. Geburtstages hat Gertrud Fussenegger, damals wie noch heute unterwegs zu neuen Selbsterfahrungen, unsere Ein-

¹² Natürlich ist nur undisziplinierte Übellaugigkeit gemeint, nicht die Depression, die als Krankheit ärztlicher Hilfe bedarf.

¹³ Sh. Dietrich Fischer-Dieskau, Texte deutscher Lieder, dtv 309L, unter Ludwig Heinrich Christoph Hölty, S. 454.

¹⁴ Der Gedanke dieser Verse findet sich auch im Buch Kohelet 3, 22: „So sah ich ein, dass es für den Menschen nichts Besseres gibt, als sich bei seinem Tun zu freuen; denn dies ist sein Lohn...“

¹⁵ Das Wort „vergnügt“ hatte damals die Bedeutung „Freude haben“. Barthold Hinrich Brockes, geboren 1680 in Hamburg, dort 1747, also ein Jahr vor Hölty's, zwei Jahre vor Goethes Geburt, gestorben, hatte seinem Werk den Titel „Irdisches Vergnügen in Gott“ gegeben. Zu Brockes sh. auch Demmelbauer, Die Zeit, die ist ein sonderbares Ding, Oö. Hbl. 2002, H. 3/4, S. 238 ff. (241/242).

stellung zur Umwelt als „eine Probe allgemeiner Lernfähigkeit“ bezeichnet:

„Jahrtausendlang hat der Mensch die Natur sorglos vernutzt; binnen zwei, drei Jahrzehnten hat ein Umdenken eingesetzt. Noch ist es zu schwach, noch genügt es nicht. Noch muss es in Praxis umgesetzt werden. Dennoch: zwei kurze Jahrzehnte haben schon allerlei verändert und einen allgemeinen Grundkonsens hervorgerufen.“¹⁶

Der Dichterin ist die Bewahrung der Natur auch ein persönliches Anliegen. Ihr Mittel, sich dafür einzusetzen, ist das Wort,¹⁷ im Fall des Schutzes eines Grüngürtels in Leonding das Gedicht „Hütet ihn wohl!“:

„...
...“

Denn nicht nur der Vogel bedarf des Raumes,
seine Schwingen zu regen, Kreise zu ziehen im Grenzenlosen ...
Auch unser, des Menschen Auge verlangt es nach Horizonten
Morgen- und Abendröten, nie veraltende Botschaft
aus dem Reich der Natur.

Hütet den grünen Gürtel, diesen dürftigen Zoll,
den wir dem Leben rückzuerstatten versprochen.
Hütet ihn wohl!“

Gertrud Fussenegger gehört nicht zu den Befürwortern dessen, was seiner Radikalität wegen mit dem abwertenden Begriff „Öko-Diktatur“ belegt wurde, sie weiß um die Unverzichtbarkeit einer vorausberechenbaren Rechtsordnung, „denn die Qualität des Lebens wird nicht nur durch eine lebenswerte Umwelt, sondern auch durch ein humanes politisches System bestimmt“.¹⁸

„O wunderschön ist Gottes Erde.“

Wir wünschen Gertrud Fussenegger in ihrer bewundernswerten geistigen Klarheit und Wachheit, sie möge sich noch lange „dieser schönen Erde freuen“, auf der Altersspur des von ihr hochgeschätzten Ernst Jünger, damit wir ihr zum „Hunderter“ neuerlich gratulieren und für ihr großartiges Werk danken können.

¹⁶ In: Facetten '92, S. 7 ff. (11).

¹⁷ So bereits: „Mensch und Landschaft und etliche Sorgen“, ein Vortrag aus dem Jahre 1977, in: Echolot (FN 8), S. 19 ff.

¹⁸ Kloepfer, Vom Umweltrecht zum Umweltstaat? In: Steger (Hg.), Handbuch des Umweltmanagements (1992), S. 44 ff. (63).